Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 31 (1955-1956)
Heft: 9

Artikel: Bagatell-Fälle
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1072335

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Bagatell-Fälle

von ***

Im täglichen Dienst sieht sich der Polizeimann oft vor Lagen gestellt, die keinerlei strafbare Handlungen in sich bergen. Es sind Fälle – oft kuriose, manchmal ernste und nicht selten auch heitere, die ihn von amteswegen eigentlich nichts angehen, ihn aber irgendwie doch zum Handeln zwingen. Die nachstehenden Begebenheiten gehören dazu.

Der Mitternachtsgüggel

Es war schon die dritte Nacht, daß um die Geisterstunde herum in Pozzis Garten ein Hahn krähte. Warum gerade um die Zeit, das blieb ein Geheimnis.

Man hätte annehmen dürfen, daß Hühner in jenem Vorortquartier nicht stören; denn Pozzis Hühnerhof befand sich außerhalb der Stadt in vorwiegend ländlicher Gegend. Vernünftigerweise hätten somit auch gegen einen Gockel keine triftigen Gründe vorliegen können.

Nun verfügte aber gerade dieses Federvieh offensichtlich über soviel juristisches Feingefühl, daß es bezüglich seiner Rechtslage absolut im klaren war. Es machte daher von seinem demokratischen Recht Gebrauch und krähte, wann es wollte: um Mitternacht.

Um diese Zeit aber wollte Herr Zangger im zweiten Stock rechts des neuen Blockes, einschlafen. Herr Zangger war Basler – und Bun-

desbeamter, und trotzdem – oder gerade deshalb – sehr empfindlich. Der Zeitungsverkäufer Manz behauptete von ihm, er sei ein ganz pfürnähmer Basler, denn er rolle beim Sprechen das große «R». Die weniger noblen täten das nicht.

Kurz, der Güggel machte Herrn Zangger nervös, weshalb er bei der Polizei vorstellig wurde. Korporal Reber versprach, gelegentlich dort nachzusehen. Vorläufig hatte er aber noch Wichtigeres zu tun. –

Pozzis Güggel war das wurst, er konnte auch nicht auf die Polizei warten und krähte in der andern Nacht respektlos weiter: «Güggerüggüü! – Güggerüggüü!»

Herr Zangger schmetterte deshalb sein Fenster zu. Unten dagegen, ging eins auf. Hedy Fröhlich, das junge Frauchen, erschien im Nachthemd:

«Hesch ghört, Schaggi, de Güggel! – Grad wie daheim isch's! – Und schmöcke tuets da – wunderbar! – Chriesibluescht! So früsch – so –»

«Grad wie du!» – lachte im Bett der Schaggi. Und wie zur Bekräftigung dieser Hymne an die Nacht, kam von drüben her ein wildes Geschrei: «Güggerüggüü! – – Güggerüggüü! – – Güggerüggüü!» –

«Du, Hedy – es isch ja erst zwölfi! – Dä Güggel gspührt allwäg der Früehlig – oder isch zfest ufzoge u zfrüh losgange!» – Beide lachten fröhlich.

Der Hahn hingegen schien heute besonders übel gelaunt. Wieder schrie er – und nochmals. Jetzt ging oben das Fenster wieder auf.

«Du verdammts Mistvieh – bischt mol ruehig!» – Und gleich darauf klatschte unten ein Gegenstand in den Garten.

«He hee – nume nid so grob!» – brummte Manz, der am Weg auf der Sandkiste saß und rauchte.

Der Güggel hielt eine Weile inne. Dann schmetterte er seine Unzufriedenheit womöglich noch lauter in die Nacht hinaus: «Güggerüggüü! – Güggerüggüü! – Güggerüggüü!» – und nochmals, und wieder.

Jetzt bekam der Wohnblock Leben. Ratsch, flogen Fenster auf. Erboste Leute meldeten sich:

«Jetz isch de gnue da unde!» – –

«Sale bête, tais-toi!» – schimpfte der Welsche.

«Bischt jetz äntli still, du Lumpetier!» –

Manz sah einen Gegenstand glitzernd durch den Mondschein fliegen – einen zweiten. «Oha!» – dachte er laut – und rutschte vorsichtigerweise etwas nach Westen.

Päng! – Klatsch! – Glas klirrte, und von Pozzis Dach kollerte ein zerbrochener Ziegel. Der andere Gegenstand hatte beim Hühnerhaus die Fensterscheibe erwischt.

«Ragagagaga – ga – ga – Güggerüggüü!» – schimpfte aufgebracht der Güggel.

Der Lärm hatte auch die letzten an die Fenster gelockt.

«Wäge däm Güggeli es söttige Soukrach ga zmache dünkt mi o no grad gnue!» – reklamierte Hedy Fröhlich.

«Sie, da unde, i de billige Wohnige, lueget Sie für eu, u haltet Sie Ihri tummi Röhre!» –

Das war die Ramseier. Von der durfte man sich das nicht gefallen lassen.

«I würd weniger höch agä da obe! – Euch kennt me mit euer fräche Schnörre!» – reagierte Herr Moser.

«Wärdet Sie nüd persönlich!» – mischte sich der Zürcher neben ihr ein.

«Und Sie, zahlet Sie afange Ihri Schulde!» – quittierte Moser.

Inzwischen war Pozzi angerückt. Man sah ihn:

«Wenn er jetz de euem Güggel nid gli der Gring umdräjet, mache mir's de – oder göh uf Polizei!» –

«Löht e nume läbe, dä schiniert üs nüt!» – verteidigte Frau Fröhlich den nächtlichen Sänger. Zangger wurde fuchsteufelswild und sein Kamm wurde röter als beim Hahn.

«Halte Sie d Laafere, Sie tummi Gans Sie!» – Pozzi war da.

«Mini Güggel et der gueta Recht do, das gunt nid weg – verstanda! – Faruggti Geibe ihr! – Mini ganze Uus magget er caputt – u mini Üener au! – I goni selber uf Polizei!» – Er telefonierte.

Reber kam kurz danach angeradelt. Im Block hatte man vorgezogen zu verschwinden. Im Stall fand er zwischen den Glassplittern eine leere Bierflasche. Er leuchtete sie nach Fingerabdrücken ab.

«Wunderbar! – E ganzi Hand isch druff! – De Minewärfer finde mer de scho!» – Er sah sich um.

«Tüet ds Fänster verdunkle, Herr Pozzi, eventuel chräyt er de nüm!» – –

Entgegen allen Verdunkelungsvorschriften krähte das Biest aber fröhlich weiter, und Reber wurde neuerdings geweckt:

«Do spricht Julius Zangger, aidgenössischer Beamter vom Rosefäldwäg ains! – Loose Sie, Korporal, sorge Sie bitti augebliggli dofir, daß das ghaibe Vieh wägghunt! – Sunscht wird i anderi Schritt undernäh! – I gang mit dem Güggel bis vor Bundesgricht!» –

«S isch guet Herr Zangger, i vierzäh Tag ässe mer mitenand dä Güggu in Lausanne!» –

«Wie maine Sie?» –

«Wie ni säge! – Uf Wiederluege in Lausanne!» –

Am andern Abend ging Reber mit einem Kollegen an den «Tatort». Auf der Sandkiste bezogen sie Stellung und harrten der Dinge die da kommen sollten.

Es kamen keine.

«Dä Güggel het hüt verseit!» – bedauerte Reber. Dann gingen sie heim.

In der andern Nacht klingelte das Telefon.

«Polizei!» – meldete sich Reber, etwas zu energisch. Eine erregte Frauenstimme war dort:

«Loset, bim Pozzi im Rosefäld brönnt's!» –

«Bi euch wahrschinlech o! – Jetz höret aber uf spinne wäge dem Güggel – es tuets jetz de öppe grad!» – Die Frau wurde nervös:

«Wowohl, es brönnt dert, ds Füür chunt scho übers Dach uf, es pressiert!» –

Er traute der Sache nicht und rief Pozzi an:

«Polizei! – Brönnt's bi euch Pozzi?» –

«Bi mir?» – fragte er erstaunt – «woer, bi mir isch geini Füür – warum?» –

«Lueget einisch hindenuse!» –

Er kam bald zurück, schrecklich durcheinander:

«Madonna! – mini – mini Üeneruus ei si azündet!» – Reber hängte auf, wählte Nummer 18 – und genau 8 Minuten später raste der Löschzug, grellrot blinkend durch das Quartier: Daadii – daadii – daadii! –

Das Hühnerhaus brannte nicht, nur der Abfallhaufen daneben. Durch Büsche und Bäume hatte es vom Block aus geschienen, als ob Pozzis Haus brenne; und von dort schien es das Hühnerhaus zu sein.

Die Feuerwehr löschte den Rest. Die Untersuchung ergab, daß Pozzi am Abend heiße Asche vom Waschherd auf die Abfälle geworfen hatte. Der Wind entfachte später die Glut wieder.

Der ausgestandene Schreck stimmte die feindlichen Parteien wesentlich versöhnlicher.

Pozzi tat darauf einen Schachzug, der die Grundlage für seinen heutigen Wohlstand war: Er machte neben dem Block einen neuen Laden auf. Zur Eröffnung veranstaltete er im «Bären» einen Güggelfraß und lud sämtliche Eheleute des Blocks und die beiden Polizisten dazu ein. Es kamen alle. Und als besondere Überraschung hing in einem großen Käfig über der Tafel, ein prächtiger, gelber Hahn – der Mitternachtsgüggel.

Als die Stimmung den Höhepunkt erreicht hatte, wurde das Tier unruhig. Alle sahen hin. Und:

«Güggerüggüü! – Güggerüggüü! – Güggerüggüü!» – –

«Was isch verzyt?» – fragte jemand.

«Grad zwölfi gsi!» – antwortete Herr Moser, und der Güggel schlug mächtig mit seinen Flügeln.

D Chachelihöll

IM allgemeinen waren Chräyenbüels rechte Leute; er nur trank hie und da etwas über den Durst, was sie wiederum gar nicht leiden mochte. Viel trank er nie, nur ganz wenig, aber es war doch genug, um dann seinen Jähzorn zum Glühen zu bringen. Und bis er zu Hause war, rauchte es schon fast ein bißchen.

Es brauche dann nur noch einen ganz kleinen Funken, um den Dunst zur «Explosion» zu bringen, erzählte die Vrene Krähenbühl auf dem Posten.

«Mer hätte die schönscht Läbtig, wenn der Fridu nid würd suufe!» – jammerte sie – «Schaffe tuet er, u der Zahltag bringt er neume o hei!» –

Polizist Hänggeli überlegte:

«Ja, Frou Chräyebüel, im Grund gno geit das d Polizei eigetlech nüt a. Das isch e reini Privatsach, solang es nid schlimmer isch. Da hätte mer viel ztue, wenn mer alli söttige Trünklinge wette bemuettere!» –

Er riet, zur Trinkerfürsorge zu gehen.

«Trinkerfürsorg!» – brummte sie mehr für sich – «Trinkerfürsorg! – Das wett i äbe nid! Der Fridu isch schließlich kei Süffel!» – Sie studierte.

«A ba, ne nei, da probieren is no einisch sälber!» –

«Da heit er gwüß rächt! Es brucht Geduld für söttig Manne!» –

Hänggeli schreibt die Namen auf. «Für all Fäll! – U Fridu, wenn isch dä gebore?» –

«Am 26. Aberelle, mer hei der glich Jahrgang!» –

«Und i der gliche Wuche Geburtstag, gsehn i grad!» –

«Äbe ja, im Stier!» –

Hänggeli versprach, den Chräyenbüel gelegentlich vorzunehmen, wenn es schlimmer werden sollte.

«Nume nie widerrede, wenn er wüescht tuet!» – riet er.

«Das isch gli gseit!» – lachte Frau Krähenbühl – «aber i wills probiere!» –

Zwei Monate blieb es still um Krähenbühls. Da traf Hänggeli den «Plötschi». Richtig hieß der Siegenthaler. Der Übname kam von seinem drolligen Gang. Er wohnte unter Krähenbühls.

«Dir Herr Hänggeli!» – eiferte er – «Bi Gwaggerehogers isch es de nächtig wieder gange wie ime hölzige Himmel!» –

«So, hei si Volkstümlech gha?» –

«Ja ja, neume schier, u Gschirr verschlage hei si o, es het es paarmol styf klepft!» – –

Frau Krähenbühl klagte aber nicht. Dafür unternahm sie etwas anderes: Sie fuhr mit dem Velo ins Emmental. Eine Nachbarin hatte ihr die Adresse eines unfehlbaren Wasserdoktors gegeben. Der heile alles, auch Trinker und Jähzornige.

Sie kehrte kreuzfidel nach Hause zurück und sang den ganzen Abend wie eine Lerche. Fridu, der vom vorigen Tag noch ein ziemlich schlechtes Gewissen hatte, saß wortkarg da und sah sie ab und zu schief an. Er traute der Sache nicht und überlegte hin und her, was das zu bedeuten haben könnte. Ob sie etwa? – – Nein, da kannte er seine Vrene zu gut. «En Andre het si nid!» – –

Daraufhin passierte 14 Tage nichts mehr. Aber dann – und wie! –

Fridu kam wiederum mit einem «Stüber» heim. Unten an der Treppe fiel er der Länge nach über die Türvorlage und schlug seinen ohnedies schon sturmen Kopf am Treppengeländer an.

«Uh!» – schrie er – «Alles hei si wieder vor der Tür la ligge! – Nid esmal meh daheim isch me ds Läbes sicher!»

Seine Frau schaute oben heraus.

«E aber Fritz – was isch passiert?»

Sie merkte gleich an der Antwort was es geschlagen hatte.

WOHER STAMMT DIESES WORT?

Brüechli

Mit dem Wort *Brüechli* bezeichnet unsere Mundart das leichte, feine Tüchlein, in welches man das Kleinkind wickelt, bevor man ihm die Windeln anzieht. Dieses Wort ist kulturhistorisch so interessant, daß es zu einem kleinen Exkurs in die Geschichte des Kostüms und der Sprache zugleich verlockt.

Im ausgehenden Mittelalter trug man ausschließlich eng anliegende Strumpfhosen, die sogenannten Beinlinge, die von den Füßen bis zum Gürtel reichten; die Franzosen nannten sie *chausses.* Die Renaissance brachte eine neue Mode, welche alle west- und mitteleuropäischen Staaten mitmachten. Die Beinlinge wurden in zwei Teile getrennt, in die *haut de chausses,* eine Art kurzer Badhose, und die *bas de chausses.* Einfachheitshalber verkürzte man das zweite Wort zu *bas: le bas* heißt also soviel wie: der untere (Teil des Beinkleides). Es ist nun reizvoll zu sehen, wie die verschiedenen Sprachen diesen abgetrennten unteren Teil nennen. Der Spanier spricht von den *medias,* den halben Hosen *(medias calzas),* der Deutsche betrachtet den oberen Teil als Hauptteil, der abgehauene ist für ihn der *Stumpf* oder *Strumpf;* beide Wörter hatten früher die gleiche Bedeutung, man sagte sowohl Baumstumpf als Baumstrumpf. Die kurze Hose aber, an der man mit Bändeln die Strümpfe befestigte, trug im Deutschen die Bezeichnung *Bruoch,* und unser *Brüechli* ist nichts anderes als die Verkleinerungsform dieses Wortes. (Der Gallier nannte die Hose *braca,* davon her deutsch *Bruoch,* englisch *breeches,* Kniehose, französisch *braie* und spanisch *braga,* beide Windel.)

Johannes Honegger

«Chum ufe, cho ässe!» –

Sie stellte ihm den Kaffee hin.

«Dä isch viel zheiß! Suf dä wär well!» und er schob die Tasse weg, daß gleich ein Platsch über den Rand hinaus plötschte.

Die Vrene sagte nichts und schob ihm die Platte hin.

«Da, nimm Gschwellti u Chäs!» –

Umständlich schälte er eine Kartoffel, nahm einen Biß chüstigte.

«Pfui Teufel! – Yschalt si die!» – Er warf sie auf den Tisch. –

«Jetz isch hingäge gnue Heu dunger!» – protestierte die Vrene nun energisch. «Es wär gschider du chämtisch albe hei, als i ds Wirtshus zhocke; de wüßt me wenn me sött ds Ässe fertig ha!» –

Der Fridu bekam einen noch röteren Kopf.

«Da! – Friß dini Häpere sälber!» –

Wütend stand er auf, schmiß eine Kartoffel an die Wand: tätsch! und ließ die restlichen eine nach der andern folgen: tätsch, tätsch tätsch! –

«Los Frideli, wenn d meinsch, du chönnisch mer mit däm imponiere, de bisch falsch gwicklet!» –

«So! Vielicht imponiert der das, du Haagge!» – Tätsch! Die schöne Röstiplatte landete dort wo die Kartoffeln.

«Bravo!» rief die Vrene «e Vollträffer! Aber gloub ja nid Frideli, daß nume du das chönnisch! Das chan i o, muesch jetz luege!»

Sie drehte sich um, ein Griff, ein Schwung: päng! – Die Kaffeetasse nahm den Weg der Röstiplatte.

«Hesch gseh Frideli – he! – Gäll!» trium-

VEXIERBILD

Der Kriminalroman ist so spannend, dass die Leserin die Gefahr, die ihr droht, gar nicht bemerkt. Wo ist diese verborgen?

phierte sie. Nun folgte die Kaffeekanne, dann der Milchkrug, mit dem selben Schicksal: Päng – pumm! Der Milchkrug klatschte dumpf auf, weil er noch fast voll war. Traurig suchte sich die Milch ihre Weglein zwischen den bunten Scherben hindurch.

«Bravo, e Zähner!» – schrie die Vrene und sah sich nach neuen Opfern um. Weil aber nichts mehr auf dem Tisch stand, öffnete sie den Küchenschrank.

Fridu hatte ihr sprachlos zugesehen, Maul sperrangelweit offen und Stierenaugen. Als sie den Schrank öffnete, machte er unsicher einen Schritt auf sie zu. Weiter vor wagte er es nicht.

«Wa – wa – was wo – wotsch jetz da – mache?» – stotterte er kleinlaut.

«Da! Chasch grad luege! Jetz geit's los! Schützefest!» Päng – tätsch! knallten zwei Tassen an die Wand. «So guet wie du preichen i o! – Da – lueg!»

Jetzt fing sie an zu zählen: «Eis!» – Peng! – «Zwöi!» – Tagg! Diesmal traf es eine Holzleiste. Das halbe Dutzend Tassen mit Goldrand lag in tausend Scherben am Boden und im Schüttstein. Es folgten nun die mit den Vergißmeinnicht: «Siebe!» Tätsch! «Acht!» Päng! –

Nun hatte sich Fridu gefaßt und wurde lebendig. An die Vrene heran traute er sich aber nicht. – Telefon!

«Herr Hänggeli – sit dir da Herr Hänggeli? – chömet schnäll – aber ganz schnäll – es pressiert!» –

«Wär isch dert?» –

«He der Fridu – der Chräyebüel Fridu!» –

«So, der Fridu! – U de Fridu, was isch los?» –

«D Vrene – eh – d Vrene – si isch eh –»

«Was isch de mit der Vrene?» –

«Eh – verruckt isch si worde! – Sie spinnt! – Si verschlaht mer ds ganze Gschirr!» –

«Tüet er ächt nid d Begriffe verwächsle, Chräyebüel?» –

«Ne nei – loset doch!» –

Hänggeli hörte durchs Telefon Glas splittern: «Siebezäh!» – Tätsch! – «Achtzäh!» – Päng! – geht es weiter.

«Wowoll, das chlepft gäbig! – I chume!» –

*

Als er bei Chräyenbüels eintrat, klöpfte es nicht mehr. Das Geschirr war ausgegangen. Der Schrank leer.

«So isch am schnällste züglet!» – dachte Hänggeli. Gehen konnte man nur auf Scherben. Es knirschte und knackte bei jedem Schritt.

Am Tisch saß die Vrene – strickte und sang. Jawohl, glismet het si u derzue gsunge: «Niene geit's so schön u lustig, wie daheim im Chuchischaft!» –

Trotz allem brach Hänggeli in ein schallendes Gelächter aus. Er lachte so recht nach Herzenslust, und – die Vrene lachte frisch und fröhlich mit.

Der Fridu stand unter der Tür und schlotterte am ganzen Leib, daß das Haus nur so wackelte.

«Das wär jetz also d Chachelihöll! – So stellen i mer se ungefähr vor!» – meint Hänggeli, immer noch lachend.

«Da sött me allwäg grad mit der Walze drüber – oder was mache mer da?» –

«Am Morge useputze! – Süsch mache mer da nüt meh, Herr Hänggeli! – Und jetz gö mer i ds Bett! – Merci, daß der sit cho luege, u nüt verunguet! – Guet Nacht!» – und weg war die Vrene. Hänggeli hörte sie im Schlafzimmer vor sich hinträllern: «Niene geits so schön u lustig – –.»

Der Mann zitterte noch immer an allen Gliedern.

«U – und – jetz?» – fragte er bekümmert.

«Göht nume o ga schlafe, Chräyebüel! – D Vrene tuet ech nüt! – Die spinnt weniger als mir zwee zäme!» –

Tags darauf kam sie auf den Posten.

«Wüsset er Herr Hänggeli, das isch ds Rezäpt gsi vom Grabe-Rees!» – –

«Aha! – Vo däm Wasserdokter z Dingsda!» –

Das Rezept war gut – etwas kostspielig – aber es hat geholfen. Der Chräyenbüel Fridu trank bis zum heutigen Tag keinen Tropfen Alkohol mehr. –

Der fischende Geist

DURCH das Quartier fließt der Stadtbach. Im Zentrum verschwindet er plötzlich in einem Loch und setzt seinen Weg unterirdisch fort. Dort wo ihn der Rachen der Unterwelt verschlingt, wird er fein geputzt und gekämmt.

Ein großer Rechen reinigt ihn von allen unliebsamen Begleitern, die die Reise als blinde Passagiere gratis mitmachen wollen. «Lochmätteli», heißt es dort.

Eines Tages ging ein Gerücht um, beim «Lochmätteli» sei es unghüürig. Ein Gespenst mache nächtlicherweile die Gegend unsicher.

Natürlich lachte man darüber. Aber dann bestätigten es unabhängig voneinander zwei Zeugen:

«Mer hei's gseh! – Mit eigene Ouge hei mer's gseh!» – Der eine war der «Pinte Joggi» und der andere Metzger Balzlis Dienstmagd, eine Deutsche.

«Der Pinte Joggi het allwäg scho Gspänster gseh» – lachte der Sternenwirt – «dä isch em halbi zwölfi stärnehagelvoll zur Wirtschaft us!» –

«U grad nächti isch er einisch wieder nüechtere heicho!» – Widersprach Joggis Frau – «Er het no gschlotteret wie nes aspigs Loub (Espenlaub), won er's erzellt het!» –

«Mer wei no einisch Balzlis Meitschi yvernäh!» – ordnete auf dem Posten Korporal Reber an – «die schynt mer zueverlässiger z si!» –

«Ich war beim Tanzen und kam nach zwölf heim!» – erzählte sie.

«Was heit er trunke?» –

«Nix wie Kaffee!» – lachte sie –

«Erzellet jetz no einisch genau was der gseh heit!» –

«Also, i kam heim, zog mi aus, hab mi gwaschn und wollt ins Bett! – Dann hab i s Fenster aufgmacht um frische Luft reinzlasse! – Dabei schau i mi ein bissel um, und was seh i? – Wieder die weiße Gstalt!» –

«Wo isch si gnau gsi?» –

«Unten, beim Bach, dort wo er verschwindet, wie die andern Male!» –

«Wie het si usgseh?» –

«An weißes Gwand hat sie anghabt und bis an Bode runter hats greicht. Kopf hab i kein gsehn – aber die Beine! – I sag ihna – Totenbeine hats ghabt, schneeweiße dünne Knochen! – Sie hat dort gekniet und das Gwand hochghebt, i hans ganz deutli gsehn!» –

«U derno?» –

«Dann wars auf einmal weg, wohin hab i nid gsehn!» – Auf dem Posten riet man hin und her, was das sein könnte.

«Der Pinte Joggi behouptet, dä Geist heig gfischet, mit e me länge Haagge!» –

Wildes Gewieher.

«Lachet nid so blöd!» – beschwichtigte Reber – «das schynt mer gar nid so abwägig z si! – Nu, mer gö ga passe!» – entschied er dann – «Ds Fische isch dert ja sowieso verbote!» –

Eine neblige Herbstnacht.

Als der letzte Bus weg war und sich die letzten Fußgänger verlaufen hatten, bezogen sie den Beobachtungsposten im Schuppen gegenüber dem Rechen.

«Das isch doch e Chabis!» – meinte der Jüngere geringschätzig.

«Gseh mer de!» – brummte Reber.

Sie standen von einem Fuß auf den andern und es dünkte sie schon bald Morgen. Reber hatte sich eben umgedreht.

«Lueg da!» – flüsterte sein Kollege und packte ihn plötzlich am Arm.

«Mi seel, i hät's nid tänkt!» –

Die weiße Gestalt kniete am Bach und hantierte dort etwas. Sie war im Schatten und durch den Dunst nur undeutlich zu sehen. Nun erhob sie sich und verschwand eilig im Dunkeln.

«Nache, chum!» –

Sie rannten sofort zum Rechen. Leise rauschte der Bach, aber das Gespenst war weg – verschwunden – spurlos. Nein, nicht ganz spurlos. Nasse Fußabdrücke führten gegen das Haus hin, das dort neben dem Bach stand. Aber sie verliefen sich nach wenigen Metern. Im Haus war alles dunkel und die Türe verschlossen.

«Wo isch jetz dä Donner so gleitig hi?» – – Achselzucken.

«He nu, dä Geist isch uf all Fäll guet i Fleisch u Chnoche igwicklet, süsch miech er keiner Fueßspure!» –

«Es nimt mi de scho wunder wär das isch u was dä da wott i der Ufmachig?» –

Sie gehen zum Rechen zurück. Besonderes war dort nicht zu sehen. Im Stollen gurgelte dumpf der Bach. Auf dem Mäuerchen lag ein Häufchen nasses Gras und Zweige.

«Das isch ganz früsch, lueg da!» – Reber stocherte in dem Gras herum – «Allwäg doch gfischet! – Wahrschinlech het er da es Netz oder e Reuse gsetzt gha!» –

In der nächsten Nacht waren sie wieder dort. Es war schon nach eins als sie eine Türe knarren hörten.

«Paß uf, er chunt!» –

Tatsächlich. Schon kniete die weiße Gestalt wieder beim Rechen nieder. Sie schlichen sich hinzu, blieben hinter ihr stehen und beobachteten.

«Du lueg!» –

Reber trat etwas vor. Die Gestalt zog mit einem Gartenrechen Gras aus dem Wasser und legte es neben sich auf das Mäuerchen.

«Dä spinnt!» – flüsterte der Junge durch die Hände. Reber nickte. Jetzt erhebt sich die Gestalt, dreht sich um und erschrickt sichtlich.

«Guetenobe!» –

«Grüeßechwohl!» –

Sie sind ebenso verblüfft wie – der alte Hügli, der da in Nachthemd und Pantoffeln vor ihnen steht und sich auf den Gartenrechen stützt wie Neptun auf den Dreizack.

«Was machet de dir da um die Zyt im Nachthemli – Vater Hügli? – Tüet er fische?»

«Ja – Gras!» –

«Gras? – – Wieso Gras?» – –

«He nu, das isch grad gseit!» – Und er erzählte: Er habe mit den Nerven zu tun und außerdem noch offene Beine, weshalb er nie einschlafen könne. Er hob das Hemd etwas und zeigte die eingewickelten Waden.

«Aha! – Das wäre die misteriöse Totebei!» – lachte Reber und legte dem Alten seinen Dienstmantel um die Schultern. «Süsch ercheltet er nech no!» –

«Ja, und wenn denn nach Mitternacht dussen endlich Ruh isch, stört mich de Bach!» – fuhr Hügli fort.

«Der Bach?» –

«Jawohl, ds Wasser!» –

Im Rechen sammle sich Gras an und staue den Bach. Das Wasser fange dann an zu plätschern, wenn es über das Gras fließe. Er gehe dann immer schnell hinunter und ziehe das Gras heraus. – –

«So jetz wott i i ds Bett, i überchume langsam chalt!» – er schlotterte.

«Aber ds Nächstmal leget de ne Mantel a, süsch müeßt er de riskiere, daß me uf nech schießt!» – ruft ihm Reber nach. «Mit Geistergschichte giben i mi allwäg nie meh ab!» – meinte er lachend und zündete sich einen Stumpen an – «das isch nüt für d Polizei!» –

Ein ungewöhnlicher Fall

In dem aufstrebenden Quartier, vor wenigen Jahrzehnten noch eines der blühendsten Bauerndörfer, verschwanden in den letzten Jahren die Höfe einer nach dem andern, aufgefressen von dem unersättlichen Appetit der Stadt.

Zwischen den unzähligen neuen Wohnblökken haben sich nur noch wenige Bauerngüter behauptet. Eines davon gehört dem Mathias Holzer, einer wahrhaft patriarchalischen Gestalt, mit wallendem Bart. Ein gottesfürchtiger Mann und Menschenfreund wie er im Buche steht. Nie geht dort ein Bettler leer aus, nie muß einer mit hungrigem Magen weg, und jeder findet ein Nachtlager, wenn auch nur im Stroh oder auf dem Heustock.

Auf dem Posten war man froh, wenn man Übernächtler, die nicht mehr unterzubringen waren, beim Mathias abliefern konnte ... Hin und wieder nahmen dort auch Betrunkene Zuflucht, die nicht mehr wußten wo sie zuhause waren oder sich nicht heimtrauten.

An einem Samstag hatten Hänggeli und Moser Nachtdienst. Das heißt vielmehr, gehabt; denn sie waren im Begriffe Feierabend zu machen. Hänggeli sah nach der Uhr:

«No ne Viertelstund! – Chum, Housi, mer mache no ne Chehr zum Mathias hindere!» –

«Sowieso, viellicht isch öppe ne Usgschriebne ume, oder süsch öppis Lusches!» –

Gemächlich stapften sie durchs Quartier. Ein Taxi raste vorüber. Dann war es wieder still. Der Hof lag im Dunkeln, nur vorn, über der Haustür, brannte eine schwache Lampe.

«Du, i gah hindedüre, du chasch da vorume!» –

Sie trennten sich. Hänggeli kam zur Tenne. Das Tor stand offen. Im Sommer nichts absonderliches. Er blieb stehen, horchte.

«Chchchchch! – – – Ssssssssssss! – – – Chchchch – – – Ssssssssssss!» –

Er leuchtete mit der Lampe in den Raum – und konnte nichts sehen.

«Housi! – Hee, Housi! – Chum da hindere! –

«Was hesch?» –

«Los einisch!» –

«Chchchch! – – – Sssssssss!» – – – und dann im Brustton allertiefster Überzeugung:

«Chchchchch! – – – Ssssssssssss!» – – – Wie das Gurgeln und Dröhnen eines entfernten Wasserfalles.

«Potz Blitz abenangere, dä zieht gäbig am Charre!» –

«Wo isch ächt dä? – I ha ne no niene gseh!» – Sie suchten die große Tenne ab. Fuseldunst durchzog den Raum.

«Da isch er, lueg!» –

In einem Haufen Stroh, fast ganz zugedeckt, lag ein Mann mittleren Alters und schnarchte, daß es nur so dröhnte.

Mathias Holzer liebte es nicht, wenn die Leute in der Tenne oder in den Ställen übernachteten. Er hielt auf Ordnung und hatte deshalb oben auf der Heubühne extra einen Platz für die Übernächtler reserviert.

«Du, das isch e hiesige, e Bouämtler! – Dä wohnt da im Chrysviertu hinde! – Der Name weiß i nid grad, aber in kenne ne!» – erklärte Moser.

«So, drum weiß er nid, daß me bim Mathias uf der Bühni phennet! (übernachet)»

Sie versuchten ihn zu wecken. Vergeblich.

«Chum Housi, mer träge ne geschwing dür d Yfahrt ufe!» –

Keuchend schleppten sie den Kerl die Einfahrtsrampe hinauf. Hänggeli zog nach rechts.

«Da isch es!» – Sie legten den Mann hin.

«Chchchch! – – – Sssssssss!» – – schnarchte der fröhlich weiter.

Sie leuchteten flüchtig im Heuboden den Strohhaufen ab.

«Mer gheie ne nume da ine! – Ho – hopp! – Ratsch!» –

«So, das hätte mer!» –

Anstatt wieder hintenherum über die Einfahrt zu gehen, nahmen sie den kürzern Weg die Treppe hinunter ins Tenn.

«Mer hei scho Verspätig, pressier e chli Housi!» –

«I bi da!» – sagte Housi gerade noch und dann flog er der Länge nach über einen weichen Gegenstand.

«Eh du verflixt abenangere! – Chasch nid chli zünte Käru?» – reklamierte er robust – «für was hesch de die tonners Funzle?» – Er stand auf und wischte sich schimpfend den Staub von den Kleidern.

«Was isch de da eigetlech? Zünt einisch!»

«Lueg da!» sagte er verblüfft, «da liegt ja no einisch so ne Sackermänt! Wo chunt de dä här?»

Fast an der gleichen Stelle wie vorher, lag wiederum ein Betrunkener im Stroh. Der stöhnte und fantasierte unzusammenhängendes Zeug.

«Du hesch däm allwäg e gäbige Tschutt gäh, Housi, daß dä derewäg pyschtet!» –

«Was mache mer jetz mit däm?» –

«Ja, was? – – Ufeträge, es blibt is allwäg nüt anders übrig, süsch steckt ihm am Morge der Mälcher d Gable i Ranze, wenn er ne nid gseht im Strou!» – Sie stellten fest, daß er dem vorigen ähnlich sah.

«Öppe no Brüetsche (ein Bruder)?»

«Jeu, die hei allwäg Geburtstag gfyret, vielicht si nes Zwillinge!» – philosophiert der Housi. «Häb di!»

Oben wollten sie Acht geben, daß der Mann nicht auf den andern zu liegen kam. Sie sahen ihn aber nicht.

«Dä het allwäg es wärmers Plätzli gsuecht!»

«Plumps! Dä wär o versorget!»

«So, jetz houe mer's aber!»

Eilig gingen sie nun die Treppe hinab. Sie schwitzten ganz schön.

«Häb sorg, Housi, süsch gheisch no über e Drilling übere!» – wollte Hänggeli gerade sagen, blieb aber mitten im Satz stecken und stand verwundert still.

«Jetz hört doch afange als uf! – Da liegt wieder eine!» –

«Hät'sch Freud, we mi no einisch chöntsch da ufe jage, he!» – lachte Housi.

«So lueg doch da! –

Er kam zurück.

«Ja, mi tüüri Seel! – Du, i gloube die Sidiane hei da inne jung!» –

«Me chönt's fast meine!» – –

Der Mann lag wieder dort wo die andern beiden gelegen hatten, und zwar auf dem Gesicht. Er stöhnte noch mehr als der vorige. Hänggeli wollte ihn auf den Rücken drehen. Da kam aber Bewegung in den Kerl und so schnell er konnte, wollte er auf allen Vieren davonkriechen.

«Häb ne, de schnogget is dervo!» –

Moser erwischte ihn am Bein.

«So, Mano, nume nid gsprängt! – Wo weit er de jetz so schnäll hi?» –

Er schien weniger angetrunken zu sein als seine Vorgänger. Er stöhnte:

«So – löht mi – doch äntlech la ligge!»

«Was ligge? Hie inne chöit er allwäg nid ligge, dir müeßt uf d Bühni ufe!» –

«Nnn nnenei, nüm uf d Bühni ufe, nobis!» und er wollte neuerdings wegkriechen. Moser hatte ihn gleich wieder.

«He hee, Mano, warum pressiert's eigetlech plötzlech so?» –

Der Mann bekam einen Hustenanfall, was ihn wesentlich zu ernüchtern schien.

«Dir – ver – verruckte Kerli – dir! – Dir weit mi nume wieder – ds Bühniloch abe – gheie! – Ds erstemal bin i sälber abegheit! – Jetz längt's mer! – I wott hei!» –

Wenn der Blitz eingeschlagen hätte, wären sie weniger verdattert gewesen. Sie leuchteten hinauf. Tatsächlich, das Loch war offen. Der Melker hatte nach dem Strohrüsten den Deckel nicht zugemacht.

Als sie die Sache überdachten, kamen ihnen Bedenken.

«Mer hei de scho würkli Schwein gha, daß is dä nid ztodgheit isch!» – Aber dann mußten sie doch lachen.

«Mer wei's nüm riskiere!» –

Moser telefonierte ein Taxi herbei, mit dem sie den Mann nach Hause brachten.

«Safety first!» – sagte Moser, der einen Englischkurs nahm.

Eine ungehobene Fallmasche

«I halte das Gsurr eifach nümme us! – I wirde no wahnsinnig, wenn das nid ufhört!» – schloß sie die Klage.

Korporal Reber hatte sie ausreden lassen. Frau Sturm war ganz verstört. Sie wohnte im ersten Stock, eine Hausfrau wie tausend andere. Das Objekt ihrer Klage dagegen, Fräulein Rubeli, eine mittelalterliche Junggesellin, war im Parterre. Sie übte einen nicht gerade bekannten Beruf aus: Maschenheberin. Das heißt, sie reparierte Fallmaschen in Damenstrümpfen. Dazu benützte sie einen Maschenheber, ein Apparat, ähnlich einem Preßlufthammer en miniature. Fräulein Rubeli war sehr beschäftigt und arbeitete immer bis spät abends. Der Maschenheber summte leise: «ssssss! – ssssss! – ssssss!» – so leise, daß man es hinten bei der Türe kaum mehr hörte.

Und dieses Summen, behauptete Frau Sturm, sei nachts nicht zum aushalten. Fräulein Rubeli wurde daher auf den Posten gerufen und zur Sache befragt. Sie lachte laut heraus:

«Die spinnt ja! Wie cha me de scho im erste Stock das Apparätli ghöre, wenn i's näbedra chum ghöre?» Dann machte sie einen Vorschlag, der einem König Salomo zur Ehre gereicht hätte: Sie anerbot, versuchsweise eine Woche lang nachts nicht mehr zu arbeiten und den Apparat jeden Abend auf dem Polizeiposten zu deponieren.

«Dir wärdet's de gseh, dere surret's glich!» – behauptete sie triumphierend.

Und so geschah es: Alle Abend, punkt acht, brachte sie den Maschenheber in einem Säcklein zur Polizei und holte ihn am andern Morgen früh wieder ab.

Ende der Woche ließ Reber Frau Sturm zur Berichterstattung kommen.

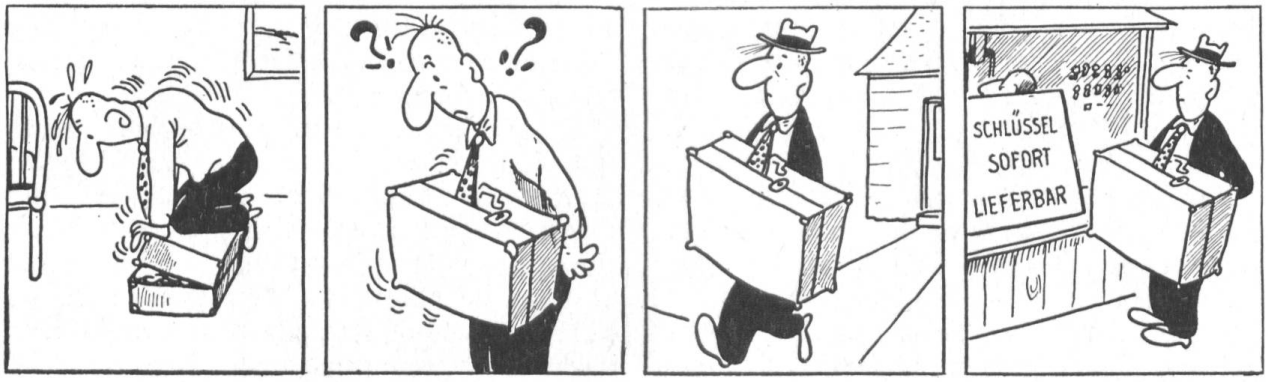
«Het es jetz besseret mit der Surrerei?» –

«Me cha-n-ihm so säge!» – meinte Frau Sturm geringschätzig – «zwee oder drei Tag het sy früecher ufghört, aber am Mittwuche und Frytig het es wieder gsurret bis i alli Nacht ine!» –

Reber fragte, ob das Summen nicht von etwas anderem kommen könnte.

«Ne nei – nie!» sagte sie entschieden – «das isch nume das Maschineli!» –

Bilder ohne Worte



Als man ihr den Sachverhalt erklärte, lachte sie die Polizei aus:

«Ha haa, die het nech schön verwütscht! – Die het es zwöits Apparätli deheim, die cha me miete!» –

Verblüffung!

«Die tonners Trucke!» –

Am andern Tag wurde wieder die Maschenheberin zitiert.

«Dir heiget no eis Apparätli, Fräulein Rubeli? I hätti de vo euch nid tänkt, daß er is so würdet huetne!» (auf den Hut nehmen).

Jetzt war die Verblüffung an ihr. Sie wußte erst nicht sollte sie beleidigt tun oder grinsen. Endlich tat sie das Letztere: «Das isch eifach, dir syt ja bi der Polizei, machet doch bi mir e Huussuechig!» –

Reber hakte ein: «Wäret er yferstande?» –

«Sofort!» –

«Guet, mer chöme grad mit, unterschrybet das!» – Er schob ihr eine Zustimmungserklärung hin.

Dann gingen sie: Er, Sie und Kollege Brand. Sie bewohnte eine Zweizimmerwohnung. Die war bald durchsucht. Ein zweiter Maschenheber wurde nicht gefunden.

«So, und jetz, was meinet er jetz, wo-n es surret?» – giftelte sie.

Reber überlegte: «Da git's no anderi Möglechkeite, wo söttegi Grüsch chönne entstah!» – dann energischer: «das finde mer scho use!» –

Während zwei Stunden untersuchten sie nun vom Keller bis zum zweiten Stock das Funktionieren sämtlicher Schalter, Lampen, Sicherungen, Zähler, Wasser- und Gashahnen, kurz, alles was erfahrungsgemäß ähnliche summende Geräusche hätte hervorbringen können. Aber es ließ sich mit dem besten Willen keine Fehlerquelle finden, weder inner- noch außerhalb dem Hause.

Reber nahm Herrn Sturm beiseite:

«Ghöret dir's de nid o surre?» –

«Ig? – ne nei, i ghöre nüt! – Aber wüsset er» – sagte er leise, und erklärte, daß er mit seiner Frau nicht im besten Einvernehmen stehe und daher in einem andern Zimmer schlafe.

«Ahaa!» – meinte Reber – «hänkt's e re öppe zytewys us?» –

Sturm verneinte entschieden. Sie sei sonst absolut normal, nur etwas gereizt und nervös. «Der Fähler ligt allwäg a mir!» – gab er großmütig zu.

Darauf ließ Reber die beiden Frauen «antreten» und gab das Resultat der Untersuchung bekannt: «Mer hei nüt gfunde – nid ds Gringste!» – «Dir tüet der Fräulein Rubeli bestimmt unrächt, Frou Sturm. Bi dere surret's ganz sicher nid!» –

Die Frauen zuckten enttäuscht die Schultern. Fräulein Rubeli ging wieder hinab.

«Dänk wohl surret's bi dere!» – behauptete nachher Frau Sturm – «I spinne allwäg nid!» –«Es söll nume eine hie cho schlafe, de ghört er's de scho!» –

Unten blieben sie bei Fräulein Rubeli stehen.

«Die spinnt de gäbig da obe, heit er's nid gmerkt?» – kicherte sie – «Es cha ja eine zu mir cho schlafe, wenn der's nid gloubet, vielicht ghört er de wo-n es surret!» –

Sie verabschiedeten sich.

Die Surrerei blieb eine ungehobene Fallmasche für sie. Frau Sturm hob sie später auf andere Art: Sie zog aus. Bei ihrer Nachfolgerin surrte es dann nicht mehr. Diese hörte sowieso nicht gut, wenigstens auf dem rechten Ohr und auf dem linken schlief sie gewöhnlich.

Das Kamel

AM Stadtrand hat sich eine Kiesgrube tief in das eiszeitliche Gletschergeschiebe eingenistet. Ihre Ränder sind stellenweise zu senkrecht abfallenden Wänden geworden. Unten hat das Grundwasser einen trüben Tümpel gebildet, aus dem der Kabelbagger triefenden Sand und Kies fischt. Nach dem Besitzer dieses Kieswerkes hat es den Namen «Löffelgrube» erhalten. Ein einzelner Bauernhof steht daneben. Aber westlich davon befindet sich eine neue Siedlung.

In einer regenreichen Nacht – es ging bereits gegen morgen – kehrten drei Anwohner von einem Jaßabend heim: Ryser, Reber und der Bauernknecht «Gödu». Der Letztere, schwerhörig, wohnte im «Stöckli».

Es war stockdunkel. Außerdem goß es wie mit Kübeln aus den tiefhängenden Wolken und der Wetterluft heulte mächtig von der Siedlung herüber. Der Grube entlang führte der Feldweg, über den «Gödu» gehen mußte.

«Ghei de nid abe!» – verabschiedeten sie sich von ihm. Dann sahen sie dem Manne nach, bis er verschwunden war. Eben hatte ihn

die Dunkelheit verschluckt. Da! Ein Zittern ging durch den Erdboden. Dumpfes Poltern und Dröhnen übertönten das Wetter.

«Du! – der ‚Gödu'!»

Die beiden waren zutode erschrocken. Sie liefen dorthin wo er eben verschwunden war.

«Paß uf!» – Ryser hielt an. Der Strahl seiner Taschenlampe fiel in eine gähnende Kluft. Der Weg war hier abgebrochen. Noch immer polterten Steine in die Tiefe und klatschten unten ins Wasser.

Ein Teil der Grubenwand war eingestürzt. Der Lattenzaun hing, gespenstisch auf und niederwippend, frei über dem Abgrund. Am jenseitigen Rand der Kluft führte der Feldweg weiter. Dort suchten sie in der nassen Erde nach Fußspuren. Nichts.

«Dä isch mit abe – dä gseh mer nümme läbig!» – sagte Ryser. Er meinte «Gödu». Sie sahen sich ratlos an. «Was mache?» –

«Reich der Puur!» entschied Ryser. Reber rannte davon und kehrte bald mit dem Bauern und dessen Sohn zurück. Alle hatten Pferdedecken über die Köpfe gezogen gegen den Regen. Sie trugen zusammen eine lange Leiter, an der eine Sturmlaterne baumelte.

«D'Polizei chunt de o grad!» sagte der Bauer. Dann versuchten sie die Leiter hinabzulassen. Sie war zu kurz. Während sie noch damit hantierten, kam ein Auto angerast. Die grellen Scheinwerfer durchbrachen wohltuend das unheimliche Dunkel. Es war ein Rettungswagen der Feuerwehr. Sie brachten Korporal Hänggeli mit vom Posten. Ryser erklärte den Sachverhalt.

«Wenn isch es passiert?»

«Öppe vor zwänzg Minute!»

«Da isch allwäg nümme viel z'mache!»

Die Feuerwehrleute setzten Scheinwerfer in Funktion, welche die Umgebung taghell erleuchteten. Dann fügten sie zwei Leitern zusammen. Auch diese reichten nicht auf den Grund. Man band diejenige des Bauern daran. Jetzt ging es. Mit Seilen, welche oben von den Männern festgehalten wurden, sicherte man sie. Einer stieg mit einem Haken an langer Stange langsam hinunter. Der Mann war angeseilt. Er mußte achtgeben, daß er nicht von nachfallenden Steinen getroffen wurde.

Hänggeli hatte das Kommando übernommen. Unten fischte der Feuerwehrmann mit dem Haken im Wasser herum. Es regnete immer noch, aber allmählich fing es an zu tagen.

Die Rettungsaktion dauerte schon bald drei Stunden und immer noch fand man keine Spur von «Gödu». Inzwischen war auch der Weidling vom Werk herüber gerudert worden. Eine Anzahl Gaffer hatte sich eingestellt. Vom Hof herüber auch ein Knecht mit einem Sack über den Schultern. Gerade verschob man die Leiter nach rechts. Der Knecht, den man bis jetzt nicht weiter beachtet hatte, legte sich tüchtig mit in die Seile.

«Festhah!» – rief Hänggeli, und der Hakenmann stieg wieder zum Wasser hinunter.

Hänggeli zündete sich jetzt eine Zigarre an. Die Männer waren naß bis auf die Knochen. Der Knecht mit dem Sack zog Hänggeli am Arm.

«Was macht dä da nide mit däm Haagge?» – fragte er in der lallenden Sprache der Taubstummen.

Hänggeli fuhr wie elektrisiert herum. Entgeistert sah er dem Mann ins Gesicht. Der frisch angezündete Stumpen fiel ihm aus dem offenen Maul und verlöschte zischend in einer Regenpfütze. Endlich klappte der Mund hörbar zu. Hänggeli tat einen tiefen, abgrundtiefen Atemzug:

«Nach dim Kadaver fischet er – du tonners Kamel!» – schrie er den Mann so schrecklich erbost an, daß es diesen fast umwarf.

Man wurde aufmerksam.

«Da isch ja der Gödu!» rief Ryser, «wo chunt jetz dä här?» –

Höchst einfach: Vom «Stöckli» kam er, wo er sich ein wenig hingelegt gehabt und dann gleich die Arbeitskleider angezogen hatte, um sein Tagewerk zu beginnen. Der Scheinwerfer weckte dann seine Neugierde und zog ihn wieder zur Grube hinüber.

Nachdem er sich von Ryser und Reber getrennt gehabt hatte, war er gleich querfeldein über die Wiese gerannt um abzukürzen. Das war seine Rettung gewesen. Von der einstürzenden Wand hatte er nichts mehr bemerkt. Es war niemandem in den Sinn gekommen, ihn in seiner Kammer im «Stöckli» zu suchen, weil alle felsenfest davon überzeugt waren, daß er längst ertrunken am Grunde der «Löffelgrube» liegen müsse.

Foto: Martin Glaus
Hirt im Wallis